



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Universitätsferien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Um volle sechzehn Jahre hat Freifrau von Bunsen ihren Mann überlebt. Ihre zahlreichen Briefe aus der langen Zeit ihres Wittventhums beweisen ihr reges Interesse für die großen politischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte, ihre treue Freundschaft für alle, die ihr nahe getreten waren, und ihre aufopfernde Liebe für ihre Kinder und Enkel, in denen sie das Glück ihres Lebens sah.

Wüßten diese Briefe, von denen wir hier nur wenige Bruchstücke anführen konnten, recht viele Leser finden! Die Lauterkeit und Hoheit des Geistes und Herzens der Verfasserin, die aus jeder Zeile spricht, wird die Lectüre derselben zu einer im besten Sinne des Wortes genussreichen, erquickenden und erhebenden machen.



### Universitätsferien. \*)



Die Klage über die lange Dauer der Universitätsferien ist in neuester Zeit so oft laut geworden, daß es kaum zulässig erscheint, sie noch länger unbeachtet zu lassen. Unerörtert ist die Frage nicht geblieben. Die öffentliche Stimme hat sich zu entschieden gegen das Uebermaß akademischer Vacanzen ausgesprochen, als daß ihr nicht aus Universitätskreisen Antworten hätten zu Theil werden sollen. Diese Antworten hatten sämmtlich ein eigenthümlich übereinstimmendes Gepräge, da sie eben aus Universitätskreisen kamen. Sie gipfelten darin, daß das bisherige Maß der Freiheit von Geschäften den Docenten aus geistigen und leiblichen Gründen nicht verkümmert werden dürfe. In der Motivirung dieser Ansicht gingen die Meinungen auseinander, im Resultate stimmten sie überein. Als gewichtigster Grund für Beibehaltung der langen Ferien wurde stets angeführt: die den Docenten nothwendige Muße für wissenschaftliche Forschungen und schriftstellerische Arbeiten.

Ganz entgegengesetzter Ansicht als die Lehrenden sind die Lernenden (wir reden natürlich nur von solchen, denen das Lernen wirklich der Endzweck des Universitätsbesuches ist) und deren Angehörige. Diese können sich nun einmal nicht zu der Ueberzeugung aufschwingen, daß fast die Hälfte der Studienzeit der Erholung, dem Nichtsthum und der Langeweile gewidmet sein müsse. Sie

\*) Vorstehendem Artikel haben wir die Aufnahme in diese Blätter nicht verweigern wollen, gleichzeitig jedoch dafür gesorgt, daß auch die entgegengesetzte Ansicht zu Gehör komme. D. Red.

können ſich nicht von dem einfachen logiſchen Schluß loſſagen, daß eine vierjährige Studienzeit, die faſt zur Hälfte aus Ferien beſteht, bei angemessener Verkürzung der Lehren ſich zu einem akademiſchen Triennium, vielleicht ſogar zu einem Biennium abkürzen laſſen müſſe. Sie ſind außer Stande zu begreifen, daß ein quantitatives Studium nicht durch ein qualitatives erſetzt werden könne, daß der Begabte, Fleißige, Strebsame genau ſo viel Jahre warten müſſe, ehe man ihn zum Examen überhaupt nur zuläßt, als der Nichtsthuer, der auch die Semester zu den Ferien rechnet und für den ſelbſt eine ſechsjährige Studienzeit zu wenig ſein würde.

So ſtehen die Anſchauungen der Lehrenden und der Lernenden einander gegenüber. Nicht daß von ſeiten der Docenten die Einwände gegen die Feriendauer abſolut für unbegründet erklärt würden; ſie werden nur für nicht ſtark genug erachtet, um ein altes Herkommen umzuſtoßen. Der Univerſitätsprofefſor iſt in dieſer Beziehung ſehr conſervativ. Und die Cultusminiſterien? Sie hören das Für und das Wider, fordern Gutachten, beklagen die Mißſtände, und — alles bleibt beim alten.

Und doch wäre ein Ausgleich, der beide Theile befriedigte, nicht ſchwer. Wir kommen ſpäter auf denſelben zurück. Zunächst kommt es uns darauf an, die Behauptung der Zweckmäßigkeit der jetzigen langen Ferien zu widerlegen.

Wenn der Univerſitätslehrer erklärt, Forschungen und größere wiſſenſchaftliche Arbeiten ſeien ohne längere völlige Muße nicht möglich, ſo wird dies niemand in Abrede ſtellen, ebenſowenig wie den Satz, daß der Docent neben ſeinem Lehrberufe auch ſoviel als möglich für Fortbildung ſeiner Wiſſenſchaft zu wirken verpflichtet ſei. Allein in erſter Linie ſteht doch immer der Lehrberuf, die Heranbildung der Studirenden, die Verpflichtung, letztere ſo zweckdienlich als möglich für ihren Beruf vorzubereiten, ihnen Zeitverluſte zu erſparen und dadurch das Studium weniger koſtſpielig zu machen. Für dieſe Seite ihrer Stellung werden die Univerſitätsprofefſoren vom Staate beſoldet, die Weiterbildung der Wiſſenſchaft liegt ihnen erſt in zweiter Linie ob. Wer in letzterer ſeine Hauptaufgabe erblickt, möge als Privatgelehrter mit ungetheilten Kräften ſich der Forſchung widmen und ſeiner Neigung für ſchriftſtelleriſche Thätigkeit keinen Zwang anthun. Für den Univerſitätslehrer halten wir dagegen die heutzutage nur gar zu üblich gewordene journaliſtiſche Nebenbeſchäftigung für nicht erſprißlich, da ſie weder ſonderlich die Wiſſenſchaft fördert, noch für die Lehrthätigkeit von Nutzen iſt. Wir ſind gegenwärtig ſo weit gekommen, daß — von Fachjournalen gar nicht zu reden — wir keine Revue und faſt keine belletriſtiſche Zeiſchrift aufſchlagen können, in der nicht eine Anzahl der Aufſätze von Univerſitätsprofefſoren herrührte. Hieraus geht doch hervor, daß die Lehrkräfte der Univerſitäten hinreichende Zeit zu einträglichen Nebenbeſchäftigungen haben müſſen, daß alſo der Bedarf an Ferienmuße für ſie kein allzu dringender ſein kann. Aber auch außerhalb der Studirſtufe finden

wir den deutschen Universitätsprofessor gegenwärtig sehr thätig. Da giebt es wissenschaftliche Excursionen, um irgend einen Fund in Augenschein zu nehmen oder ein Gutachten abzugeben, Congresse mit und ohne Damen, Universitäts- oder Collegenjubiläen, Grundsteinlegungen und ähnliche Anlässe, die mit dem Lehrberufe doch nur in sehr losem Zusammenhange stehen. Oft reist ein Professor zu einem „populären Vortrage,“ für den ihn eine Privatgesellschaft gegen gutes Honorar „engagirt“ hat, hundert Meilen weit mitten im Semester; ein anderer noch weiter, um sich bei der Krankheit irgend eines reichen Mannes consultiren zu lassen. Ob dies alles auf Zeitmangel deutet, sei dahingestellt. Uns interessiert hier nicht, wie der Universitätslehrer über seine freie Zeit verfügt, sondern wie dem Studenten Gelegenheit geboten wird, seine Studienjahre möglichst vortheilhaft auszunützen.

Betrachten wir zu diesem Zweck den Verlauf eines akademischen Jahres, wie derselbe sich beispielsweise auf bairischen Universitäten gestaltet.

Das Schuljahr der bairischen Gymnasien schließt anfang August, in der Regel am achten. Die akademischen Vorlesungen beginnen frühestens am 3. November, gewöhnlich noch einige Tage später. Der künftige Student, der eben sein Abiturientenexamen gemacht hat und die Zeit herbeiwünscht, seine Berufsstudien zu beginnen, ist daher von vornherein zu einer dreimonatlichen unfreiwilligen Muße verurtheilt. Er sitzt während derselben entweder seinen Angehörigen zur Last oder verzehrt vielleicht sein kümmerlich gemessenes Einkommen. Da er zum Nichtsthun und zur Langeweile förmlich gezwungen ist, so wird nicht selten während dieser Zeit der Grund zum Wirthshausleben bei ihm gelegt und sein Verneiner merklich abgekühlt. Endlich beginnen die Vorlesungen. Aber nach etwa sechswöchentlicher Dauer endigen sie bereits wieder: die Weihnachtsferien treten in ihre Rechte, und zwischen dem 15. und 20. December schließen sich auf wenigstens vierzehn Tage die Pforten der Hörsäle. Darauf werden die einige Tage nach Neujahr wieder aufgenommenen Vorlesungen bis gegen Mitte März fortgesetzt. Dann schließt — ohne Rücksicht auf den Oftertermin — das Wintersemester. Die nun beginnenden Osterferien haben eine Durchschnittsdauer von sechs Wochen, da vor Ende April wohl kein Docent es unternehmen wird, seine Vorträge zu eröffnen. Die Mediciner beginnen in der Regel nicht vor dem 1. Mai. Das Sommersemester, durch einige Tage Pfingstferien unterbrochen (wo solche de jure nicht bestehen, werden sie von den Studirenden de facto gemacht), endet allgemein in den ersten Tagen des August, um dann wiederum den dreimonatlichen Ferien Raum zu machen.

Eine einfache Addition obiger Zahlen ergiebt bereits eine fast fünfmonatliche (!) Dauer der jährlichen Universitätsferien. Dieser Zeitraum wird aber noch überschritten, wenn wir die Festtage hinzuzählen, an denen gewohnheitsmäßig die Vorlesungen ausgesetzt werden. Es sind dies an den bairischen (und sonstigen katholischen) Universitäten folgende:

Grenzboden IV. 1881.

Heil. Drei Könige,	Frohnleichnam,
Mariä Lichtmeß,	Johannistag,
Josefstag,	Peter und Paul,
Fastnacht,	Allerheiligen,
Mariä Verkündigung,	Allerseelen
Himmelfahrt,	Mariä Empfängniß,

wozu noch an manchen Orten der Tag eines localen Schutzheiligen tritt. Wir sehen durch diese Feiertage die Ferien noch um fast zwei Wochen vermehrt. Zufällige Ausfälle der Vorlesungen wegen Krankheit oder sonstiger Verhinderung der Professoren wollen wir hiebei gar nicht mitrechnen, obgleich wohl kein Semester ganz ohne solche vorübergehen dürfte. Unerwähnt können wir jedoch nicht lassen, daß auf vielen Universitäten sich der Gebrauch eingeschlichen hat, die früher sechsstündigen Collegien in fünfstündige zu verwandeln, da die Professoren es für zweckmäßig erachten, sich den sechsten Wochentag, den Sonnabend, ein für allemal „freizuhalten.“ Erwägen wir schließlich, daß infolge eines ebenso alten wie verwerflichen Herkommens von jeder Vorlesungsstunde eine volle Viertelstunde, mithin 25 Procent der ganzen Unterrichtszeit — das sogenannte akademische Viertel — ausfällt, so kommen wir nothgedrungen zu dem Resultate, daß die Zeit, welche während eines Universitätsjahres auf das Lehren fällt, eine recht kleine genannt werden muß und in keinem Verhältniß zu dem Aufwande steht, den Staat und Studirende für Studienzwecke zu machen genöthigt sind.

Daß die Klagen der Examinatoren über mangelhafte Vorbereitung der Candidaten durch unsre akademischen Zustände mit verschuldet sind, liegt nach dem Gesagten auf der Hand. Es bedarf schon eines sehr energischen Strebens und großer Selbstthätigkeit eines Studirenden, um die lückenhafte Lehrzeit so auszunutzen, daß den Anforderungen des Examens nicht bloß nothdürftig entsprochen wird.

Wenn man nur ein wenig dem alten Schlendrian zu Leibe gehen wollte, so ließen sich sehr wohl andre Resultate erzielen. Eine angemessene Verkürzung der Ferien würde nicht nur eine quantitative Verlängerung der Vorlesungen bewirken und das gegenwärtig leider nur zu häufig vorkommende „Nichtfertigwerden“ der Docenten beschränken, sondern dem Hörer auch ein intensiveres Eindringen in den Lehrstoff gestatten. Nachfolgender Vorschlag in Betreff dieser Verkürzung würde, zur Ausführung gebracht, nicht unerheblich dazu beitragen, die Studienjahre fruchtbringender zu machen.

Beginn des Wintersemesters am 15. October. Beginn der Weihnachtsferien am 22. December. Wiederaufnahme der Vorlesungen am 2. Januar. Schluß des Wintersemesters 8 Tage vor Ostern. Beginn des Sommersemesters 8 Tage nach Ostern. Schluß des Sommersemesters am 15. August. Diese Termine, deren genaue Einhaltung für die Docenten natürlich obligatorisch sein müßte,

würden die jährlichen Ferien auf drei Monate beschränken und somit einen erheblichen Zeitgewinn bewirken, der, auf drei bis vier Studienjahre ausgedehnt, schon schwer in die Wage fallen dürfte. Seitens der Studirenden würde diese Ferienordnung gewiß auf keinen Widerspruch stoßen, selbst nicht bei denen, die sich auf Universitäten nur „Studirens halber aufhalten.“ Aber auch von den Docenten dürften nur diejenigen, welche der Ansicht huldigen, daß die Lehrstühle ihretwegen und nicht im Interesse der Studirenden vom Staate unterhalten werden, sich über Beeinträchtigung ihrer Ferienmuße beklagen, während die große Mehrzahl derjenigen Universitätslehrer, denen in erster Linie die Heranbildung tüchtiger Schüler am Herzen liegt, gewiß jede Neuerung billigen werden, welche sie in diesem Streben unterstützt, selbst wenn sie dabei einen kleinen Theil der ihnen reichlich bemessenen Muße zum Opfer bringen müßten.

Mitteln wir daher an Zuständen, welche nicht mehr für unsre Zeit passen, so lange bis sie fallen und besseren Platz machen, und bedenken wir, daß für die Jugend Zeit mehr als Geld ist. Vielleicht bringen wir es doch noch dahin, daß die Antwort des deutschen Studenten auf die Frage, was ein Semester sei, nicht mehr zu lauten brauche: „Eine kurze Unterbrechung der Ferien.“

## Replik.

Die Redaction der Grenzboten glaubte, daß in Bezug auf den vorstehenden Schmerzensschrei aus einer süddeutschen Universitätsstadt man auch dem Audiatur et altera pars Rechnung tragen müsse. Ich gestehe, daß ich anfänglich wenig Lust hatte zu repliciren, die ganze Angelegenheit kam mir so vor wie eine harmlose Uebung auf dem Fechtboden; Arm und Kopf ist geschützt, rechts und links bekrittelt die Corona jeden geführten Hieb, das Resultat ist für beide Theile ein gleiches, d. h. Null. Doch wie es so geht! Beim Lesen kam mir unwillkürlich die Lust zu antworten, und schließlich hatte ich die Feder in der Hand. Dennoch meine ich, daß Sie, Verehrtester, und ich hier unter dem Schutze der grünen Hefte nur einen Gang nach Studentensitte ausfechten werden und daß auf beiden Seiten nicht einmal eine kleine Abfuhr zu erzielen sein wird. Doch zur Sache!

Der deutsche Universitätsdocent muß in erster Linie allerdings Lehrer sein. Aber sollte es nicht wesentlich darauf ankommen, wie das Lehren seinerseits aufgefaßt wird? Er soll die Wissenschaft, die er erwählt, in eignem, selbständigem Studium durchdrungen haben, er soll, was seine Vorgänger geleistet haben, nach Werth und Unwerth genau geprüft haben, er soll dann kurz und bündig aus Eignem und Fremdem das Facit ziehen. Und wenn er dann auf dem Katheder steht, wo sich die Studenten, die doch meistentheils der Meinung sind, daß man das, was man schwarz auf weiß besitzt, auch getrost nach Hause tragen könne, die wirklich nachschreiben, „als dictirt“ ihnen der heilige Geist,

dann kann es vielleicht ihm, dem Studenten, und auch noch andern Leuten so scheinen, als ob damit genug gethan sei. Nichts aber wäre verderblicher als ein solches Verfahren. Soll in der Vorlesung den Studenten bloß ein Lehrbuch in die Feder dictirt werden? Dann schaffe man lieber alle Universitäten ab, errichte Fachschulen mit Internaten, Repetitoren und zahlreichen Prüfungen, man trichtere den Jungen die Weisheit solange in den Kopf, bis auch die dümmsten sie begriffen haben, es kommt ja im Grunde dann nur auf eine gute Dosis Sitzfleisch an, um als „hochgelehrtes Haus“ endlich die vom Gymnasium her in die Hochschule geschobene Schulbank verlassen zu können. Wir haben auf den deutschen Universitäten eine ähnliche Zeit gehabt, die Semester waren damals recht ordentlich lang, und die Studenten gingen schon deswegen nicht in die Ferien, weil ihnen die Reise meist zu weit war. Es war dies die Zeit des jungen Goethe, der, wie männiglich bekannt, schließlich fand, daß die Herren Professoren recht stationär geblieben seien, und vorzog, die Collegia künftighin zu schwänzen. Wir brauchen auch nur einen Blick auf unser Nachbarland Frankreich zu werfen, wo bis heute die Fachschulen ungehindert bestehen. Was dort herauskommt, weiß ja jeder.

Ich denke, der geistesfreie Universitätslehrer sagt sich in jeder Stunde von neuem, daß er kein Einpauker sein soll. Aus dem Bann der Familie und des Gymnasiums sind die jungen Leute, die vor ihm sitzen, entlassen; sie sind alle — wir dürfen es kühn behaupten — mit einem idealen Zuge in sich auf die Hochschule gegangen, sie fühlen sich akademisch frei, sie wissen sämmtlich, daß das akademische Triennium oder quadriennium nur eine Vorbereitungszeit ist und sein soll. Neun Gymnasialjahre liegen hinter ihnen, einen großen Lernstoff haben sie in sich verarbeitet, nun mit einemale stehen sie vor neuen wissenschaftlichen Aufgaben, die auch der beste unter ihnen kaum sich so gewaltig gedacht hat. Es gehört im ersten Semester viel Geistesgegenwart und frischer Muth dazu, sich die für die nächsten Jahre gestellte Aufgabe und Arbeit zurechtzurücken. Der Student verzweifelt daran oder wird apathisch, wenn er sieht, daß der Formalismus, den er von der Schule her kennt, weiter getrieben wird. Da hat der Professor einzugreifen. Er muß in der Vorlesung darauf hinweisen, entweder mit ausdrücklichen Worten oder — gestatten Sie den Ausdruck — zwischen den Zeilen, daß das, was er vorträgt, nur dazu bestimmt ist, den Geist zu selbstthätigem Arbeiten anzuregen, hinzuweisen auf die Quellen und Hilfsmittel, aus denen er geschöpft und deren Zugang er seinen Hörern erschließen will. Ich weiß es, es gab früher Professoren genug, und leider giebt es noch heute einige Exemplare dieser Sorte, die ängstlich bemüht waren, den Nimbus wissenschaftlicher Ueberlegenheit zu wahren, die vielleicht sich mit Mephistos Wort:

Das Beste, was du wissen kannst,

Darfst du den Buben doch nicht sagen

getröstet oder auch selbst belogen haben. Der Universitätslehrer, der sich nicht

voll und ganz giebt, dem es nicht eine herzliche Freude verursacht, wenn er merkt, daß der von ihm gebildete Student ihn einst an Wissen und Konnen über-treffen werde, verdient nicht Lehrer der Jugend zu sein. Also kein Autoritats-predigen, keine Infallibilitat, nur Anregung zum Nachprüfen, zum eignen Ar-beiten soll die Vorlesung sein.

Nun ist es aber wohl bekannt genug, daß in der heutigen Zeit die akademische Wirksamkeit der meisten Universtatslehrer sich nicht bloß durch die von ihnen gehaltenen Vorlesungen manifestiert. Eine praktische Seite tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Es ist die Abhaltung von Uebungen in dem Fache, das der Docent vertritt. Soll die Vorlesung mehr den Blick auf das Ganze lenken, so wird im Seminar der Student in die Kleinarbeit, sagen wir geradezu in das Handwerksmaige der wissenschaftlichen Forschung eingeführt. Die Aufgabe des Lehrers im Seminar ist eine ungleich schwierigere als die auf dem Katheder. Hier gilt kein Widerspruch, kein Einwand erhebt sich, der Student ist rein receptiv; dort ist der Lehrer und der Schüler gewissermaßen auf gleichen Boden gestellt, eine gegenseitige Debatte beginnt, mit unerbittlicher Logik werden die Einzelfragen erörtert, neue, ungeahnte Aussichtspunkte thun sich auf, der Lehrer ist oft gezwungen, seine Ansicht aufzugeben und dem Schüler beizupflichten, er ist nur in dem Vortheil, den ihm langeres Studium und reifere Einsicht er-öffnen. Jeder, der ein Seminar auf deutschen Universtaten zu leiten hatte, weiß, welcher treuen und gewissenhaften Vorbereitung es bedarf, wie angespannt alle feinen Nerven wahrend der Dauer der Uebungen bleiben müssen; er weiß aber auch, welchen Genuß dieser geistige Kampf gewahrt, wie herrliche Früchte er tragt. Ist die Vorlesung das aristokratische Element der deutschen Universtaten, die Seminarübungen sind das demokratische.

Sie, mein verehrter — fast hatte ich geschrieben: Pautant — also, Sie, mein verehrter Borredner, und mit Ihnen vielleicht mancher von Ihren und meinen Lesern, wird ausrufen: Wozu dies alles? Das hat doch mit den Uni-versitatsferien gar nichts zu thun! Ich antworte: Mehr als es scheint. Denn ein Universtatslehrer, wie ich ihn geschildert, wie ich und die große Mehrzahl meiner Kollegen zu sein sich bestreben, hat im Semester vollauf mit seinen Vorlesungen und mit den Vorbereitungen für die Seminarübungen zu thun. Man meint wohl, die alteren Professoren seien sehr glücklich daran, daß sie ihre Collegia ausgearbeitet ein- für allemal fertig liegen haben. Ich erinnere mich da an einen Schwank meiner Studentenzeit. Die Frau Professor X. klagte einmal bei ihr eingefuhrteten Studenten, wie böse die jetzige studirende Jugend ge-worden sei; sie wolle die Vorlesung ihres Mannes über das und das Thema nicht mehr hören, und er lese ja genau dasselbe Heft wie vor vierzig Jahren, und damals habe er hundert Zuhörer gehabt! In Wahrheit steht die Sache so, daß für jede Vorlesung, die etwa in zwei Jahren periodisch wiederkehrt, das wissenschaftliche Neumaterial in dieser Zwischenzeit ungemein gewachsen ist, und

daß der Vortragende andere Ansichten über diese und jene Frage sich gebildet hat. Ein Professor, der seine Collegienhefte auf dem laufenden erhalten will, der sich für seine Seminarübungen ordentlich präparirt, der allezeit seinen Studenten mit Rath und That beizustehen bereit ist, der nebenbei noch Prüfungen abzuhalten hat, findet im Laufe des Semesters kaum noch irgend welche Zeit zu wissenschaftlichen eignen Arbeiten.

Nun aber, mein Herr Gegner, meinen Sie, die Weiterbildung der Wissenschaft liege dem Universitätslehrer erst in zweiter Linie ob; wer darin seine Hauptaufgabe erblicke, möge sich als Privatgelehrter mit ungetheilten Kräften der Forschung widmen. Verehrtester! Wissen Sie nicht, daß das Privatgelehrtenthum so gar nicht für den deutschen Charakter paßt? Wen können Sie denn nennen, der als deutscher Privatgelehrter sich einen großen wissenschaftlichen Namen erworben hat? Alexander von Humboldt ist ein solcher gewesen, aber haben Sie ihm viele an die Seite zu stellen? Und Alexander von Humboldt hat es auch nicht verschmäht, als Mitglied der Akademie den Lehrstuhl der Universität Berlin als Hospitant zu besteigen! Sie vergessen weiter, daß wir Deutschen meist arm sind und von unsrer Arbeit leben müssen. Wer von seiner Feder heutzutage leben will, kann dies nur als Journalist oder als Romanschreiber. Und Sie vergessen weiter, daß die Professoren, die große, epochemachende Werke geschrieben, auch meistentheils solche gewesen sind, die eine wissenschaftliche Schule gerade als Universitätslehrer gestiftet haben! Das freilich gebe ich Ihnen zu: unumgänglich nothwendig ist es nicht, daß der Universitätslehrer Bücher schreibe; ich erinnere mich, einmal vor langen Jahren hierüber eine allerliebste Abhandlung — irre ich nicht, so war ihr Titel: *De docto silentio* — gelesen zu haben. Aber Sie werden mir doch zugeben, daß die Kraft im wissenschaftlichen Schaffen erstarbt, daß nur derjenige, der in eigenem Forschen diese seine Kraft erprobt, imstande ist, kritisch die Resultate seiner Vorgänger zu verwerthen. Und wenn das auf dem Gebiete der Wissenschaft durch eigne Arbeit neugewonnene nur Eigenthum des einzelnen, der es eben gewonnen hat, bleibt, so ist es doch nicht viel nütze, das unsterbliche wird dann leider sterblich, denn es steht und fällt mit seinem Träger. Und nun, Verehrtester, möchte ich Sie zu einem einfachen Rechenexempel auffordern. Nehmen Sie einmal das Personalverzeichnis Ihrer Universität vor und verzeichnen Sie bei jedem Ihrer Professoren — Sie werden das sehr leicht thun können —, wie viel er von seinen Ferien auf die rein körperliche Erholung und wie viel er auf wissenschaftliche Arbeit verwandt hat. Ich wette mit Ihnen, Sie werden für die Erholung eine gar kleine Summe bekommen!

Daselbe Exempel möchte ich Sie bitten anzustellen in Bezug auf Congress-, Jubiläum-, populäre Vortragsreisen u. s. w. Man kann es wirklich sehr leicht nachrechnen, welche Docenten dergleichen Dinge treiben, und wie lange Zeit sie dazu bedürfen. Ich könnte Ihnen gleich mit Zahlen — und diese beweisen ja —

herausrechnen, daß an unsrer Universität für solche Dinge bei allen Professoren insgesammt noch keine vier Wochen herauskommen. Ich will z. B. annehmen, wir seien an hiesiger Universität 100 Dozenten; von den 36 500 Tagen derselben im Jahre kommen noch nicht 30 Tage auf solche Reisen. Und daß ein Professor einmal ein paar Tage der Muße dazu verwendet, für eine Revue, oder wie die periodisch erscheinenden Erzeugnisse unsrer Journalistik genannt werden, einen Artikel zu schreiben, werden Sie doch nicht tadeln wollen. Der Universitätsprofessor, der nur für seine Studenten studirt, schreibt und spricht, stellt sich selbst ein Armutshzeugniß aus. Das Herz der Nation zu treffen, zu bestimmen und zu bewegen ist doch auch etwas Schönes. Wir wenden uns fast ausschließlich an das Herz unsrer akademischen Jugend, können wir uns nicht auch einmal an die wenden, die dem Hörsaale schon lange den Rücken gekehrt haben? Oder glauben Sie, um ein ganz bestimmtes Beispiel zu brauchen, daß Treitschke in Berlin darum ein schlechter Professor sei, weil er Artikel für Revuen schreibt?

Also ich meine, die akademischen Ferien sind freilich scheinbar lang, aber für den tüchtigen Dozenten nothwendig.

Doch der Student? Ich will hier nicht betonen, daß auf unsern norddeutschen Gymnasien nach Absolvirung des Abiturientenexamens und vor der Immatriculation auf der Universität nicht die große Zeitspanne liegt wie bei Ihnen in Baiern. Das wäre ja leicht zu ändern. Auch muß ich gestehen, daß mir gegenüber noch niemals Eltern geklagt haben, die Ferien dauerten allzulange. Es mag ein Zufall sein, daß solche Klagen nicht an mich gekommen. Ich meine aber, daß es merkwürdige Eltern sein müssen, die zusehen, wie ihr Söhnlein die ganzen Ferien verbummelt, und die niemals ein Wort der Ermahnung an den Herrn filius direct richten! Wir sind im deutschen Norden auch nicht mit den vielen katholischen Feiertagen gesegnet, die Sie aufzählen. Weihnachtsferien und Pfingsttage unterbrechen allerdings auch bei uns das Semester; aber wollen Sie das schönste deutsche Fest, das sich nur in der Familie recht feiern läßt, der Jugend nehmen? Ich habe zweimal Weihnachten auf der Universität verlebt, weil ich allzufern von der Heimat weilte; ich gestehe Ihnen offen, mir war am heiligen Abend, obgleich wir zurückgebliebenen Genossen uns einen Weihnachtsbaum angezündet hatten, recht jämmerlich zu Muth. Und dann die Pfingsttage! Wie schön waren gerade diese, es war die einzige Zeit während meiner Studienjahre, wo ich vereint mit den Genossen auf mehrere Tage in den Lenz hinausziehen konnte. Die Arbeit schmeckte nachher noch einmal so gut.

Lassen Sie mich jetzt ein Geständniß machen. Sie werden das freilich ebenfогut wie ich wissen. Am 1. März und am 1. August leeren sich regelmäÙig die Bänke meines Auditoriums ganz auffallend, es kann sich leicht ereignen, daß ich mich einmal nach diesen Tagen in den vier Wänden allein finde. Was ist der Grund? Vielleicht bin ich gegen den Schluß der Vorlesungen so langweilig geworden, daß alles sein Heil in schleuniger Flucht sucht? Sie lachen,

Verehrtester. Sie wissen selbst, daß der Student, der ein guter Rechner ist, nicht mehr einen vollen Monat Miethe bezahlen will, wenn er nur noch eine Woche in der Universitätsstadt bleibt.

Endlich das böse akademische Viertel, das Sie so ärgert! Daß diese Zeit manchmal kaum ausreicht, um z. B. von einem Laboratorium zur Vorlesung zu laufen, möchte ich nicht betonen. Aber jeder Student hat das Bestreben, sich die Vorlesungen möglichst der Zeit nach zusammenzulegen. Versuchen Sie es einmal, und besuchen Sie acht Tage lang von 9 bis 12 Uhr Vorlesungen, schreiben Sie auch tüchtig mit, und Sie werden sehen, wie schwachmatt Sie werden und wie die Viertelstunde zwischen den einzelnen Vorlesungen Ihnen wirklich eine durchaus notwendige Erholungspause wird.

Den Hauptübelstand haben Sie aber gar nicht betont. Er liegt auch gänzlich außerhalb unsrer Machtphäre. Wir können daran nichts ändern. Ich meine den Kalender und das Osterfest. Ja wenn letzteres immer auf denselben Tag, z. B. auf den 25. März, fiel! Diesem Uebelstande gegenüber strecken wir wohl die Waffen.

Ich mache nicht gern Reformvorschläge, denn ich weiß aus langer Erfahrung, daß sie doch nichts helfen. Wenn wir aber reformiren wollen, so könnte es vielleicht so sein. Wir lehren uns nicht an das Osterfest, und folgerichtig auch nicht an Pfingsten. Wir fangen das Wintersemester nominell mit dem 1. October an, beginnen die Vorlesungen etwa drei Tage später, machen zu Weihnachten zwei Wochen Pause und schließen mit dem 1. März. Wir beginnen das Sommersemester mit dem 1. April, lesen am Charfreitag und den Ostertagen, wenn diese in den April fallen, nicht, geben zu Pfingsten acht Tage Ferien und schließen mit dem 15. Juli. Sich mit seinen Vorlesungen einrichten kann jeder Docent. Wer in drei oder vier Monaten nicht mit dem Stoffe fertig wird, wird es auch in fünf Monaten nicht. Und was ich besonders hervorheben möchte, die großen Schulferien fallen dann mit den Universitätsferien zusammen oder sind leicht damit zusammenzulegen. Man möchte doch auch gerne mit Frau und Kindern zusammen eine Zeit der Muße genießen. Das kann man aber bei den jetzigen Ferien, wenigstens bei uns in Norddeutschland, nicht.

Und nun zum Schluß, verehrter Herr Vorredner: Nichts für ungut! Vielleicht sagt jeder von uns beiden: Dixi, et salvavi animam meam.

